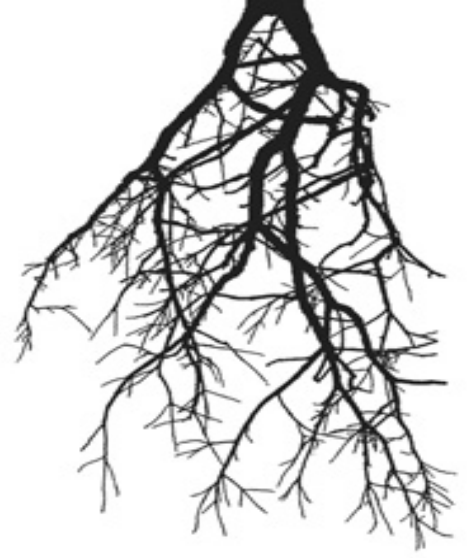




Robert König

LOGIK + MYSTIK

Band 1

*editio
thaumaston*

Robert König hat Philosophie, Theologie, Geschichte und Klassische Philologie an der Universität Wien studiert und hält ein Doktorat der Philosophie. Er lehrt und forscht in Wien an den Fakultäten für Philosophie und für Theologie.

Gebrauchsanweisung

Wer von einem Buch ein *Vorwort* fordert, fordert *Gebrauchsanweisung*, *Entstehungsgeschichte*, *Zielbeschreibung*, *Sinnerklärung*, *Werbung* und *Zusammenfassung* in einem. Er möchte vorab wissen, *womit* er es zu tun habe, *wie* er denn damit tue und *wozu*. Bücher haben sich daran gewöhnt, zuerst allerlei buntes Pfauengefieder anlegen zu müssen, ehe sie überhaupt beginnen.

Nun denn: Es handelt sich bei den vorliegenden Büchern der *Logosmystik* um Bücher der *Philosophie*. Die Bücher üben sich in der einzigen und grundlegenden philosophischen Handlung: der *Verwunderung*. Ihre Teile tragen dieses stets wiederkehrenden Themas wegen den Namen: *Mirabilien* (*Verwunderlichkeiten*). Die *Mirabilien* sind einerseits durch mehr oder weniger offensichtliche Hinweise und Ankerpunkte untereinander verbunden. Es genügt andererseits jede einzelne *Mirabilie* allein sich selbst und bedarf der anderen nicht. Jede *Mirabilie* ergibt sich von jeder anderen aus, zugleich haben sie nichts miteinander zu tun. Sie bauen, wenn man in ihrem Studium denn möchte, aufeinander auf, lassen sich aber ebenso zyklisch, linear, systematisch, selektiv oder in Fetzen zerstückelt studieren.

Logik + Mystik besteht also in einer Einladung, mit seinen *Mirabilien* selbst zu philosophieren. Dieser Umgang heißt *Verwunderung* und ist in seiner *Vielfalt* zugleich der *einzige* philosophische *Akt* und *Inhalt* der *Mirabilien*. *Logik + Mystik* spricht mithin nicht *über Philosophie*, es fordert zum *Philosophieren* heraus. Denn bloß *über Philosophie* kann

man gar nicht sprechen – und mehr lässt sich in einem *philosophischen* Vorwort auch nicht sagen.

Daher zurück zur *Gebrauchsanweisung*. Die Mirabilien können freilich linear studiert werden. Es empfiehlt sich aber zugleich, bei Missfallen von Sprache, Thema, Melodie, Rhythmik oder Gestus der einen Mirabilie, vielleicht gleich zu einer anderen zu wechseln. Nicht jede Mirabilie wird jeden auf die gleiche Art oder überhaupt verwundern. Auch steht man im Verlaufe des Studiums von *Logik + Mystik* vielleicht nicht schlecht da, wenn man von einer Mirabilie aus die anderen aufzusuchen lernt, als würde man aus je verschiedener Position und hierdurch je verschiedener Richtung je ein anderes Schlaglicht auf die Logosmystik richten. Die Mirabilien, auch die anderer Bände, werden dabei in je anderem Lichte zeigen, was *Logik + Mystik* selbst ist. Man sollte daher mit den Mirabilien experimentieren und je mehr von ihnen man heranzieht, umso reicher wird ihre Erfahrung. Das gilt nicht nur für den vorliegenden Band, sondern für sämtliche Bände von *Logik + Mystik*. Denn sie sind alle ein großer Mirabilienkreis und nur aus äußerlichen Belangen technischer Produktion überhaupt in Bände aufgeteilt. Mehr noch, man sollte sich in ihrem Studium bestenfalls selbst darauf vorbereiten, *an der Logosmystik mitzuwirken* – in welcher Form man wolle. Wer sich einem Buch nähert, übernimmt schließlich damit immer eine Verantwortung.

Die Lektüre ist jedenfalls keine, mit der man konsumentisch, berieselnd, buchgelehrt oder überblicksartig umgehen kann. Sie verlangt gedrosseltes Tempo, mehrere Wiederholungen, Pausen, wo vielleicht vorweg keine gemacht worden wären, Beschleunigungen, wo man sie nicht gewohnt ist. Bei manchen Wortschöpfungen ist länger zu verweilen, um sie bedeutsam zu machen, andere hingegen werden sich in ihrem Sinn rasch von selbst

ergeben. Die Logosmystik nötigt Zeit, Kraft und Geduld ab. Sie schenkt dafür aber *Verwunderung* – und obendrein dies, dass es einen größeren und höheren Schatz für den philosophierenden Menschen nicht gibt.

Die Logosmystik ist daher ihrer Natur nach ein *Grenzgang*. Wer ein Grenzgänger des Denkens wird, wird immer auch ein Grenzgänger der Sprache und die Sprache dadurch *entsprechend* komplex sein. Es ist nicht die Aufgabe der Philosophie, gefällig, einfach, kurz und rasch nachschwätzbar zu sein, einen Inhalt möglichst für den Gebrauch aufzubereiten oder sich tunlichst an vermarkterische Rahmenbedingungen einer despotischen Konsumentengemeinschaft zu halten. *Philosophie wird nicht konsumiert*. Sie ist auch kein Entertainment oder Zeitvertreib. Wenn sie Philosophie sein will, wird sie wundernd *getan*.

Daher dringt sie auch mit ihrer Sprache und Form in Gebiete vor, die für ein bloßes Nutzbarmachen ewig unbekannt und unverständlich bleiben. Philosophie ist schwierig, fordernd, irritierend – und hierin liegt ihr Potential, nicht ihr Mangel. Sie erlaubt in ihrer Tiefe, auch *nicht* zu begreifen, *nicht* zu verstehen, *nicht* zu wissen und wirft den Philosophierenden erst hierin auf sich und sein Mitwirken zurück. *Erlaube dir diese Irritation, aber lass dich nie von ihr einschüchtern*. Gestatte dir die Frage, was denn all das überhaupt soll. Fort mit dem Verstandeszwang. Fort mit den hastig getriebenen Verwertbarkeitserwartungen. Wenn ein Mensch das Sprechen erlernt, erlernt er zunächst auch seine Melodie, Rhythmik und seine Gestimmtheit. Erst viel später folgen Bedeutungen, Inhalte, Nutzen und Zwecke. Geh mit *Logik + Mystik* in genau diesem Geist um, wenn du einmal in den Mirabilien verloren bist. Dein Verlust birgt erst den kommenden Gewinn.

Du kannst.

Was du also in den Mirabilien nicht begreifst oder kennst, darüber gehe hinweg. Es wird in anderer Sprache oder Form wiederkehren und dir dort vielleicht von selbst klar werden. Oder du kehrst später an den Ort deiner ursprünglichen Entfremdung zurück, dann aber um die nötigen Wurzeln gewachsen, sodass du in einst karger Erde nun fruchtbar Blüten treiben kannst. Und falls nicht, ist es eben nicht oder noch nicht für dich. Womöglich kannst du es selber ohnehin bereits weitaus besser sagen und wenn du es doch andere oder mich für dich sagen lassen möchtest, so verwundere dich auch hieran. Denn du bist in deinem Wurzeln ein Teil der Mirabilien, vergiss es nie.

Mirabilienkreis

Band 1

Wir Quellenangeber

Namenlos und unvollendet

Briefe an Kalypso

Die Interimsliebenden

Gelinge!

Wir Quellenangeber. Zu fragen, wie einer dazu kommt, ein solches Buch zu schreiben, ob es überhaupt und was ein Buch sei, wird von diesem Buch womöglich auf eine, eine andere, drei mal drei, unzählige oder keine Arten beantwortet. Wie es obendrein zu lesen oder sonst zu verabreichen sei, ist kaum anzugeben, steht doch nicht einmal fest, in welchen Formen es sich wird darbieten können. Für hier und jetzt jedenfalls mag vielleicht höchstens empfohlen sein, es bestimmt und laut zu lesen, nicht still für sich. Sein Rhythmus, seine Melodie, seine Pausen und Beschleunigungen, sein Stolpern und Gleiten, sein Vertiefen und Verflachen auch, sie alle müssen in ihr Recht, und stilles Lesen mag dies kaum leisten können. Inwendige Lektüre verliert daher das meiste von einem solchen Buch. Noch besser wäre freilich, es andren vorzulesen, mit dem Erstaunen, mit dem man vielleicht einem Kinde vorliest, dem man eine ganz geheime Botschaft mitteilen möchte, um sich am Leuchten in seinen Augen zu erfreuen. Das Beste schließlich wäre, es einander und mehrmals gegenseitig laut vorzulesen und anzuhören, mit Bedacht auf seine Verästelungen und seine Musik, seinen Pulsschlag und Inhalt gleichermaßen und vor allem mit gemeinsamem Augenmerk auf alles das, was das Buch *nicht* sagen kann.

Jedenfalls steht und fällt mit der Frage, wie denn einer dazu komme, es zu schreiben, das ganze Dasein dieses Buches selbst, sein Auftauchen, seine Entwicklung auch, im Schreiben, im Lesen – das der alte Grieche nicht zufällig ein *Wiedererkennen* nennt – im Nachahmen, Weglegen, Kennen oder Nichtkennen ebenso.

Wenn etwa Nietzsche an einem gewissen Punkt dazu kommt, zu sagen, er liebe von allem Geschriebenen nur das, was einer mit seinem Blute schreibt, dann tragen seine

Worte weniger ein dichterisch aufgeladenes Pathos als sie vielmehr den üblichen *Ekel* beseitigen sollen, der das Geschriebene begleitet. Es ist nämlich ein eigentümlicher Ekel, den Bücher, Texte, Kommuniziertes im Ganzen mit sich bringen können. Kommunikation, Vermittlung, Tradierung, Bildung, Evolution und unter welchen Namen sich das Quellenangeben noch selber kommunizieren mag: sie alle beseelt dieser gewisse Ekel, dieser Kopfschmerz, ja eine eigentümliche Peinlichkeit. So eine Peinlichkeit drängt sich in allem Geschriebenen auf, wenn einer meint, es sei da überhaupt etwas zu kommunizieren – eben ohne sich und seinem Kommunikat erst einmal die Frage aufzuerlegen, wie es eigentlich dazu komme, sich zu kommunizieren, ohne ihm mit Nietzsche also Blut einzugießen. Wort für Wort wachsen einem Scham und Verlegenheit, weiterzuschreiben, weiterzulesen, mehr hiervon auf die Welt zu bringen, mehr von dem, das auch ohne dieses Buch auf der Welt und zugleich doch nicht auf der Welt wäre, worin sich ja sogar die Fragwürdigkeit der ganzen Existenz als ein solches Buch überhaupt selber gebiert. Platon geht in diesem Sinne keineswegs zu weit, wenn er im *Symposion* solchen Kommunikatismus wie in Nietzsche'scher Bluteshitze dem Gebären vergleicht. Wer Platon und Nietzsche übrigens auseinanderdividiert – wie in Quellenangaben häufig geschieht und gar Nietzsche selber in seinem Denken zustieß – hat sie beide nie gehabt. Es ist nämlich Nietzsche selber passiert, sich blutlos zu machen, sein eignes Buch nicht mit Blut zu schreiben und erst zu jener Meinung über sich und Platon sich aufgefordert zu fühlen.

Oder wollen *wir Quellenangeber* ein Buch lieber als geschichtliche Notwendigkeit fassen, bereit gemacht für sich im Fluss der Zeit, der alle *Bedingungen* langsam mäandernd erreichte, die zum Geschehen des Buches führten, das hier und jetzt – sinnlich gewiss und endlich potent genug – sein eignes Geschehen durch seine Niederschrift *in Geschichte setzt*? So etwas bleibt wohl

abstrakte Verkürzung, die übrigens nicht nur der Geschichtsevolutionslogik Hegels unterstellt zu werden pflegt, sondern für jedes echte philosophische Buch gelten muss. Denn alles Geschriebene ist und bleibt, wie es als philosophisches Buch in seiner eignen Niederschrift zu zeigen hat, selbst eine abstrakte Verkürzung. Was das wieder bedeutet, kann es aber nicht einfach sagen, das ist ja seine Abstraktion. Es muss sich ihm dazu zeigen. Auch hierin hat Platon im *Phaidros* einmal mehr Recht. Sollen wir daher mit Platon oder auch mit Paulus quellenangeben, dass die Bücher nur dazu da sind, ihre eigene Untauglichkeit preiszugeben und daher gleichsam Risse im Sein, im Realen und Universum wären – und man aus ihrem Blickwinkel dieses erst durch sie Zerrissene fortan betrachten und benennen möchte? Und wie würde wiederum überhaupt das Betrachten durch ein Buch losgetreten werden können? Oder ist das Schreiben eines philosophischen Buches – und unphilosophische Bücher sind, weil sie bloß Bücher sind, dieser Frage zu ihrem Glück (oder Unglück?) doch enthoben – ohnehin das verdummende Nachziehen von Buchstaben, von dem Schopenhauer allzu poetisch berichtet? Möglicherweise kommt der Ekel am Geschriebenen einfach von seiner Fäulnis. Immerhin bereitet kaum etwas mehr Übelkeit, als einer solchen Schrifthinterlassenschaft zu begegnen, die bloß ein Buch bleibt, ohne sich *als Buch* aus sich *Dasein* geben zu können – einer Philosophie in anderen Worten, die sich zum Buche formt und derart sich selber als ihre eigne Mangelware feilbietet, aber *ohne* diesen Mangel, wie sie müsste, noch in sich hinein zu buchstabieren.

Freilich ist dieses Buch als zum Markt getragene Ware unsererwegen auch das Produkt von Produktionsverhältnissen, wollen wir quellenangeben, von Produktionsverhältnissen sodann einer im Kardinalsmisverständnis sich über sich täuschenden Ware, einer Ware nämlich, die sich nicht für Ware anerkennt. Wir wissen das nicht, aber wir tun es, wie Marx recht eloquent

formuliert, nichts Geringeres aussagend, als dass all das Geschriebene und obendrein seine Produktionsbedingung gar nicht, auch nicht von unsrem Buch, *gewusst* werden können.

Ach, wie viele Bücher könnten wir darüber schreiben, was es eigentlich ist, ein Buch zu schreiben. Dass und wie sich darin freilich mitsagt und *kommuniziert*, dass ein solches Kommunikat stets der Unwahrheit Kierkegaard'scher Mengen anheimfällt und zugleich die Mangelform des Einzelnen nur allzu ausdrücklich macht, indem es sich an Mengen, Unmengen von Mengen vermittelt und dabei eben doch nur: *vermittelt* – all dies bleibt ihm ungeschrieben. Dass ein solches Buch kurzum *nicht kann, was es will, nicht ist, was es tut*, zeichnet ein philosophisches Buch aus. Ein lacan'sches *Objet petit a* vielleicht ist dieser Widerspruch unsrer Quellenangaben, der nicht nicht begehrt werden kann, Widerspruch nur solange, solange das Buch überhaupt beansprucht, verstanden werden zu sollen, irgendetwas mitzuteilen oder gar zu belehren. Ist unser Buch etwa eine *Magrittepfeife*, die keine ist, oder doch eine sein kann, wenn wir es zusammenrollen und rauchen? Freilich wäre es wieder nur das Kommunikat von einem Entschluss, jetzt zu denken oder irgendwelche Namen zu vergeben. Es wäre ein Treuebruch, eine *Trahison* mit Magritte, die das *Image* da kommunizierend, gemeinsamend, zusammend hinterlässt. Im Betrug betrug diese Trahison immer schon, was in ihr nicht aufgeht, einen jenseitigen Betrag, den sie – wie sie hauptsächlich muss – aufdeckt, gerade indem er zur *Illusio* die Griechen und Lateiner zeitgleich und sprachlich sehr gewalttätig zu Hilfe ruft und die *Ill-ousia*, die unablässige *Jenseiendheit* und Jenseitigkeit des Buchlichen bemerkt. Ein derartiges Sprachungetüm wie *Ill-ousia* ist, wie jedes Wort übrigens, selber eine solche Trahison der Verschriftlichung und ein philosophisches Buch hierdurch stets entweder *Etymologie seiner selbst* oder eben kein philosophisches Buch.

Etymologie heißt hier nicht etwa Sprachenthusiasmus, sondern die illusorische Selbstverfassung einer Magrittepfeife. Deshalb sagt unser Sokrates bei jener platonischen Kratylosquelle auch, man müsse mit dieser Auslegungskunst der Wörter maßvoll umgehen, dürfe es weder zu bunt mit ihr treiben, noch sie gleichsam positivistisch ganz abtun (immerhin wird es schwer, überhaupt etwas anzugeben, das keine Enthusiasmusetymologie mit sich bringt, gleichgültig, wie sehr man dies verbergen mag, gleichgültig auch, ob es sich um Wörter oder anderes handelt). Bevor man von diesem *Pharmakon* nicht gekostet hat, weiß man – selbst etymologisch – nie genau, ob es wie im Griechischen: *Gift* oder *Heilmittel* sei. Gift ist dieses *Objet petit a* freilich, indem es sich als Buch niederschreibt, es mag sich auch als Teilnahme an einem Diskurs quellenangebend beruhigen und die Untauglichkeit all seiner Namen para- und hyperbolisch aufblähen, wovon man etwa beim Pseudo-Areopagita ein wunderschönes Anschauungsbeispiel findet. Buch, das nicht bloß Buch, sondern Philosophie ist, betrügt sich in seinem Betragen gleich selber mit und betrügt darin den Betrug, in seiner Tat sich selber nachahmend, wie Bonaventura sagt, doch sich nachahmend in dem, das und dass es nicht zu sein imstande ist. Deshalb erkannte auch der Absinthtrinker Stevenson, dass Jekyll und Hyde einer und derselbe sind, sein Buch nämlich, der thujonische Wahn, der unwahrscheinliche Tropfen, der – sobald er wirkt – nicht weiß, wie es kam, dies zu tun. Ein philosophisches Buch zu schreiben, berauscht daher und solange dieser Rausch ein äußerliches Tonikum bleibt, es heiße Prestige, Vorgesetztengunst, Rückvergütung, Stellenschacher und derlei mehr, wird es sich nicht um ein philosophisches Buch, nicht um ein schwarzes Malewitschquadrat handeln. Denn das Buch birst dann nicht selber an seinem Rausch. Es gibt dann nicht den Blick auf das frei, das es in seinem Buchstabieren nicht bloß buchstabieren kann.

Mit Peirce etwa quellenangebend machen wir dieses Buch und alle Bücher gerne auch zum Zeichen von Zeichen, womit genauso wenig gesagt ist, wie mit jeder anderen Quellenangabe eines Quellenangebers ad infinitum. Wir Quellenangeber sind wie der Künstler, der ein Bild malt, von einem Künstler, der ein Bild eines Künstlers malt, der ein Bild malt – die ganze Menge an Realität genügt nicht, um diesen Satz fertig zu schreiben – und doch, es handelt sich nicht etwa um einen *infiniten Regress*, denn der ist viel zu *harmonisch*, sondern um den tatsächlichen Riss, die *Ruptur*, die ein solches Buch zu sein versucht (man darf an diesem Relativsatz grammatikalisch getrost Akkusative und Nominative ausprobieren). Wie verrückt kommunizieren wir, *in-agere*, treiben hinein, *Imago* in magrittischer Trahison – *In-ago* – und imaginieren Illusionen, indem wir kommunizieren, *wir Quellenangeber*, treiben den stigmatischen Nagel unsrer Bücher und aller sonstigen Quellenangaben in das ruhige Feld des Realen hinein, machen es dadurch aufbegehren, sich verformen, geradezu wie ein Gravitationsfeld sich verbiegen und reflektieren, sich verdrehen, raumzeitlichen, Denken, Bewusstsein, Wissen, Zauberei oder ein Selbst werden. Das Quellenangeben lasse imaginativ als Naturalismus dabei Neuronenfelder entstehen und vergehen, Sprachen sich versprechen, musikalisieren oder mathematisieren, oder schlicht – was meist dasselbe ist – Transzendenzillusionen sich einbilden. Wie dies vor sich geht, kommuniziert sich darin genauso wenig, als sich zugleich das Nichtkommunizierte kommuniziert, zusammt, gemeinsam – *communis* als Verb genommen. Das Dasein eines philosophischen Buches besteht nicht nur in genau diesem vermeintlich imaginierten Widerspruch, sondern darüber hinaus hierin, ihn immer schon überwunden zu haben, immer schon das ganz Unkommunizierbare zu kommunizieren, eben dadurch, dass es bloßer Magritteverrat und Quellenangeberei bleibt. Deshalb näht sich dieses Buch auch wie ein Viktor Frankenstein, wie im

„What is it like to be“ eines Nagel und seiner Lakaien, seine Teile zusammen, indem es sich sein eignes Dasein *quellenangebend* sich selber *zur eignen Quelle angebend* und mit sich hierin angebend quellen lässt, freilich in unabweislicher Trahison dessen, was es da tut. Ein philosophisches Buch zu schreiben, ist ein unendlich regressiver Zirkel seiner selbst – und das liegt, wie sich zeigen wird, nicht am Buch allein.

Als *Buchkommunikat* ist eine Philosophie, bevor sie negativ, positiv oder sonstiges ist: *imaginativ* und muss als solche einmal in ihrer *Illusio* beiseite geräumt werden, einer *Illusio*, die sie sich zum Wegräumen in einem, einem anderen, neun oder unzähligen Anläufen wunderbarlich und sich verwundernd aufbaut. Es baut sich dazu auf, sich wie von Zauberkraft darin freizulegen als das Illusorische nämlich, als *Angeberei von Quellen*, die nur *im Angeben* welche sind, aber ohne die sich das Buch nicht kommunizieren würde. *Bernoulli*, um wieder quellenanzugeben, sprach in dieser Hinsicht etwa von einer *Spira mirabilis*, *Chalmers* von einem *hard problem of consciousness*, einer *consciousness*, die hierdurch sich kommunizierend selber *Illusio* wird.

Wer Bücher schreibt, ist ein *Quellenangeber* – und das Buch ist obendrein aber jene Quelle, deren Existenz zeigt, dass nicht nur, wer Bücher schreibt, einer ist. Denn es macht uns alle zu Bücherschreibern, zu Verrätern und Betrügern der Kommunikation, die, gleich dem Kapital, der Negation, der Differance und gleich allem Gleichen, den Eindruck erweckt, sie wäre einzig nach den *Quellen* möglich, die sie für sich angibt, verdeckend (dies Verdecken ist ihr Betrug), dass sie nicht sie, sondern *mit ihnen* angibt. Das Quellenangeben, eine ursprünglich synthetische Seifenblase, vermittelt das Buch als dasjenige, das Quelle von nichts Andrem als jener Frage seiner selbst zu werden imstande ist. So ein Quellenangeben, so ein Buch wird daher nichts als Bücher hervorbringen, an anderes rührt es

nicht. Doch gelingt es ihm hierdurch gerade als Buch, dies Nichtrühren all dessen, das kein Buch ist, *zu berühren* und in der Selbstaussage über sein eignes *Nichtkönnen* das unendliche Feld der Quellen, nämlich, dass *alles* Quelle sein kann und ist, zu erschließen.

Dies freilich teilt das Buch mit allen sonstigen Quellenangebereien, sodass es gar darüber schreiben kann: auch nicht einmal ein Buch sein zu können und sich selber also in seinem Mangel ernster zu nehmen, als alles andere, wodurch es eben ein willkürlicher Entschluss bleibt, ein biographischer Funke gleichsam, ein solches Buch zu schreiben – und der ist um nichts unwürdiger, als alle anderen großtuerischen Quellenangaben und Quellenangebereien. Es ist etwa auch *Augustinus* in seinem Wissen um das sich buchhaft selbst zerstörende *Evangelium* diesen funkensprühenden Weg mit seinen *Confessiones* gegangen. Sein eigenes Leben musste ihm als Quelle der Existenz seiner Bekenntnisse dienen, die als Buch verfasst hinwiederum das nicht leisten, was sie angeberisch zu leisten vorgeben und dies in philosophischer Manier mit zum Buche machend, doch noch leisten. Wenn ein *Quellenangeber* schon sonst keine Quelle hat, so hat er sich selber. Das freilich reicht zur Philosophie genauso wenig hin, wie das gelehrt tuende Ergehen in Lebensbeschreibungen, Motivforschungen, Psycho- oder Epochenanalysen, das höchstens für ein gewisses angeberisches Einschüchtern anderer taugt, die hiervon unvorbereitet ins Quellenangeben hineingezogen werden und derart nicht wissend, was hier geschieht, überfordert in den Fieberwahn fallen – den gleichen Fieberwahn wie den der Quellenangeber selber. Immerhin ist das Quellenangeben *hoch infektiös*.

Überhaupt ist das philosophische Buch dieses unablässige *Zuwenig* alles durch es Gesagten – und die Aufforderung hierzu in einem. Wie *Augustinus* könnten alle Quellenangeber, auch wir, die eigne Biographie illusorisch

zur Quelle für irgendetwas nehmen, und hätten damit sogar noch mehr getan als diejenigen, die die Biographien anderer zur Quelle ihrer eignen machen, sie seien Vitenschreiber, Buchgelehrte, Archivneurotiker, Medienkommentierer, Wissensbeamte an Schulen, Universitäten, Rednerpulten, auf öffentlichen Bühnen aller Art, in einem Wort wiederum: *Quellenangeber*. Natürlich müsste sich jetzt wieder in seiner Existenz *unbeschreiben*, wie ein Buch dazu komme, all das zu sagen, ohne es doch zu sein, und doch dies alles zu sein, was es nicht sagen kann, wodurch es erst zu seiner Form als Buch gerät.

Die Liste, wie es kommen könnte, wie es gekommen sein könnte, dieses Buch zu schreiben, ist lang, die *Quellen* zahlreich und vielfältig in ihrer Beschaffenheit, seine eigene *Angeberei* daher vorbestimmt. Wo wir in diese ganz äußerliche Liste einsteigen wollen, es lassen sich bestimmt Quellen – und seien wir sie selber – dafür angeben. Angeberei sucht daher emsig, die unablässige Auflistung dieser Liste ihrer Quelle einfach irgendwo abzubrechen. Sie sucht emsig, das unüberschaubar Ungesagte, weil *Unsagbare*, durch diesen Abbruch zu verhüllen. Das geschieht, wenn man ein Buch schreibt. Freilich, das Buch kann sich von dem, was es da tut, selber lossagen, kann sich – wie hier – im Geschrieben- und Gelesenwerden als *Quellenangeberei* identifizieren und schon alleine darin als untauglich erweisen, auf diese Weise aber selber wieder durch und durch doch schaffen, was ihm unablässig misslingt. Bis es dazu kommt, sich in diese Buchform zu gießen, ist schon unzählig mit Quellen angegeben. Zu glauben, man könne von einem äußeren Referenzpunkt beginnen, das Denken, Wissen, Gelehrtsein von Null weg starten, war nicht nur einer der Grundirrtümer der sogenannten Aufklärung, er nenne sich auch Vorurteilsfreiheit, Objektivität, reines Auffassen und heißt dabei doch nur wieder, schon mit versteckten Quellen anzugeben, sondern hat unzählige weitere Gesichter. Nicht

zuletzt von Adorno und anderen wurde es daher für das entlarvt, was es war und ist: Inanspruchnahme von Quellen. Wer sich in Form einer Buchphilosophie äußert, wurde hierzu allein im Quellenangeben fähig, gleich, wie das Dasein des Buches aus irgendwelchen Quellen und mit sich angebe, sie seien Produktionsverhältnisse, Selbstbewusstsein der Geschichte, Zeichen von Zeichen, Verrat und Betrug, Biographie eines Individuums, wissenschaftliche Gelehrsamkeit oder ähnliches, das man noch ad infinitum angeben könnte.

Die ganze verbuchte Existenz ist hierdurch eine der *Bildung*. Dieses Wort, wie es sich hier ins Buch hineinbildet in seinem Bilderverrat, es bezeichnet den Fall dieses Buches ebenso, wie den Fluss seiner Quellen. Es ist als Kommunikat niemals aus sich selbst Schöpfendes, aus sich selber Geschöpftes, sondern stets *Gebildetes*, solches, das gebildet wird: aus *Quellenangabe*. Das Buch ist ebenso sehr *Bild*, *Abbild* dessen, das es (Nominativ und Akkusativ) nicht tun kann, wie alles Gebildete wesentlich dadurch gekennzeichnet bleibt, dass es sich nicht entspricht und – je gebildeter es ist – sich umso weniger entspricht. Die Sucht und der Trieb zur Identität, zur Harmonie, zum Ausgleich, ja zum Gleichheitszeichen, sie sind eigentlich, was man *Unbildung* nennt, die *Defizienz* nicht zu ertragen und als gebildet nicht ertragen zu können, sondern sie mit Schichten, Lagen, kurzum: *Quellen* zu überlagern in der Hoffnung, ihr Schimmer möge im letztlich harmonisch ausgeglichenen Ganzen nicht mehr durchblitzen. Was sich bildet, baut und formt aus Quellen orthopädisch aufgerichtet einen Andrysbaum zum griechischen *Orthos*. Bildung formt aus herangeschafften Quellen gleichsam einen porphyrisch wuchernden Dihairesenbaum, einen Baum, dem wurzelnd dann solche Bücher hervorquellen können und der umgekehrt hierdurch selber eine gebildete Quelle bietet, all dies jetzt gerade über ihn zu sagen – als wäre er auf den Kopf gestellt. Alles wird zur Quelle. Quellenangeber sind

solche Orthopäden, Bildner, Bauer und Errichter eines *Orthos*, eines Richtigen, Rechten, Gebilligten, Hervorgequollenen eben. Solch ein orthopädisch Gekrümmtes, Verbogenes, Berichtigtes und derart Gebildetes ist jedes *Kommunikat*. Es bildet sich aus Quellen und seine Quellen vice versa sind diejenigen seiner Bildung, von ihr wiederum errichtet, entdeckt, erforscht, angegeben.

Kommunikat dessen zu sein, das da bildet und sich zur Bildung bildet, kann nun in seiner Selbstermangelung sich dazu bilden und den gleichsam interimistischen Entschluss fassen, ein Buch zu schreiben. Dies Buch hinwiederum, es wird erst dadurch ein philosophisches, dass es nicht allein seine Quellen und so sich als gebildet angibt, sondern als sein eigenes Chaos darin scheitert, anzugeben, wie dies alles, wie es selber kam. Mehr noch, es wird dadurch ein philosophisches, dass es sich *selber* als seine eigene Quelle angibt, *ohne hierzu je fähig zu sein* – in dieser Unfähigkeit aber sich nur weiter angibt.

Es ist daher ein Grundirrtum all jener, die Bücher schreiben, dass Bücher und sonst Geschriebenes bildeten, belehrten oder Erkenntnis förderten. Sie tun einem dies, man schreibe, lese oder rauche sie etwa als Pfeife, höchstens *an*, sie *tun* es aber nicht. Die gesamte Bildung, sie bilde sich beispielhaft hier zum Buch, der unüberschaubare Kosmos der Quellenangeberei, er bilde sich nur und ausschließlich darin zur *Philosophie*, dass er in und gegen sich gebildet scheitern lernt, misslingt, endet zu jenem unsagbaren *Interim*, dem es tatsächlich gelingt, in alledem nichts von alledem zu sein: dies Buch.

Bildung ist erst dort Philosophie, wo sie sich von ihrer Quellenangeberei *loskettet* – und zwar mit der wunderlichen Hilfe gebildeten Quellenangebens selbst, welche Form dies auch immer annehme – wo sie gleichsam in dies Verborgene, Kryptische, *Kalyptische* ohne Grund und frei, *non sequitur*, vordringt, in das Sokratesnichtwissen, von dem das Buch die Quelle angibt und hierin, weil sprachlos,

bloß angeberisch tut. Quellenangeberei dient diesem Weg, dies Buch durchs Buch hinter sich zu lassen, nicht zu wissen, wie alles, wie selbst sein Dasein kam, hierzu gerade gebildet und geschickt gemacht: von einer zu sich durchgebildeten wunderlichen sinnlosen Bildung. Daran entzündet es sich, dass Philosophie gleichermaßen absolut ist in ihrem *Non sequitur*, ihrem *revolutionären Existieren*, wie in ihrem *leeren, namenlosen und unvollendeten Herumreflektieren*. Bevor man sie jedoch vollzieht, weiß man es nie ganz genau. Glücklicherweise sind all die kuhnreichen Tage, in denen man sich überwinden kann, etwa an eine Struktur wissenschaftlicher Paradigmenwechsel oder an ähnliches zu glauben. Nicht, dass es solche nicht geben könne, nicht, dass man nicht sogar eine solche Struktur anzugeben imstande sei, doch es bleibt dabei der äscherne Beigeschmack, dass es weder um diese Struktur, noch um den Wechsel, noch um das Paradigma überhaupt gehe. Deshalb kommt ja das meiste, kommen zumal die meisten Bücher, nicht zum gebildeten Scheitern ihrer Bildung – und damit gar nicht zur Bildung. Denn wir Quellenangeber meinen vielleicht, Bildung wäre das Hervorquellen ihrer selbst, etwa bis an den Punkt, an dem sie ein Buch schreibt, einen Vortrag hält, eine Maschine baut, Materie formt, Bewusstsein oder Wissen generiert, zu Handlungen treibt oder davon abhält. Wir meinen vielleicht, es kommuniziere und bilde sich in ihr ein stets geschickteres Umgehen mit dem Gebildeten, Wissen, Wissenschaft oder dergleichen. Doch dann handelt *Philosophie* gar nicht. – Denn bei aller Bildung zur Wissenschaft meinen wir immer schon, das *Nichtwissen* bereits zu kennen, zu beherrschen, ja meist gar bekämpfen zu müssen. Doch stellt dieser seltsame Stand aller Quellen, aller, die kommunizieren, in seiner paradiesesschuldlosen Unquelle vielmehr ein Stehen dar, das *weder weiß, noch nicht weiß*, ein Stehen, das keine Ahnung davon hat, erst und einmal das Nichtwissen lernen, kennenlernen, bilden zu müssen.

Dass wir das Wissen und die Kommunikation erst noch zu erlangen haben – denn in nichts anderem besteht sie uns Quellenangebern – das *Nichtwissen* aber immer schon kennen und vor allem können würden, stellt den hauptsächlichsten unserer vielen Grundirrtümer dar: Bildung bildet zum Wissen, Nichtwissen kannst du aber immer schon, sagt die Quellenangeberei. Dass *fähiges und potentes Nichtwissen* erst und im Durchgang durch die Bildung möglich, ja gleichsam erlernt wird, geht ihr nicht auf.

Das philosophische Buch demgegenüber bildet und legt einen Weg, durch seine eigne Bildung, Formung und Erscheinung *wissend zum Nichtwissen* zu geraten, als die höchste Kunst und Fähigkeit der *Bildung* gleichsam, nämlich derjenigen, sich von den eignen Quellen, jenen, die hier, an diese Stelle, in genau diese Worte führten, *loszusagen*. Wäre man daher Pythagoreer und wollte angeben, könnte man ein solches Buch als gebackene Mandelbrote in Hausdörffern – mit bewusster Umschreibung wie in der Differance – und so weiter bezeichnen, Imago fürs Bilden, *In-Ago*, ich treibe und dränge hinein ins gebildete Nichtwissen. Ein philosophisches Buch muss *Fraktal* sein.

Verwundert ein solches Buch mithin in jenes Nichtwissen hinein, seine einzige echte Bildungstat, quellenangeberisch sich loszuketten von allem, das es bildete, mit jedem Wort nämlich, jedem Gedanken, Empfinden, Wollen, Sprechen und Handeln das es loskettet, befreit von seinen Quellen, zu denen es im geraden Moment des Loskettens selber wird und gehört, dann wird dies *Wunder* frei. Dies *Erstaunliche* spricht dann in seiner ganz eigentümlichen *Grammatik*, die keine Quelle, auch nicht sich selber, anzugeben weiß und hieraus erst anhebt, sich zu Werke zu tragen. Nichts von alledem, das dem Buch bloß als seine Quelle quillt und auch dies Nichts nicht einmal kennt so ein Staunen in seinem Prometheusfunken. Wenn Kant daher sagt, wer Wahrheit sucht, verlange Vorgänger, so verlange er sie nur und vor

allem zum Behufe der *Selbstzerbildung ins wunderliche Nichtwissen*.

Das Philosophische, indem es sich zum Buche bildet und darin stets riskiert, selber bloße Quellenangeberei zu bleiben und Quellenangeber hervorzubringen, es wird im Risiko, sein Prometheusfunke könnte verglimmen, ehe sich an ihm das Nichtwissen entzündet. Es gerät aus der Bildung, der es entquillt, zum Intimsten, Entblößtesten, Realsten, Persönlichsten, ergreift das Unsagbare selbst in seiner Wurzel und – *sagt es*.

Es spricht in scheiternden Anläufen. Entblößt, bar seiner Quelle und *wahr anstatt richtig*, hat es sich allein darin, dass seine Vermittlung, seine Kommunikation, seine Bildung zerschellt, indem sie sich vollzieht, in welchem Akt jeder selbst erstaunt nichtwissend die Philosophie sich zuzieht und ihr zu Diensten wird. Ein philosophisches Buch, wenn Philosophie also sich dazu bildet, sich *ein Buch* zu schreiben, kann niemals als eine Schrift gleichsam *über* ein Thema stattfinden, wie überhaupt keine Philosophie eine *über* etwas oder *von* etwas ist. Sie *ist* es – und bildet sich darin zur Befreiung vom Quellenangeben – oder sie ist (noch) *keine Philosophie*. Niemand versteht oder begreift daher ein philosophisches Buch und niemandem ist es überhaupt Philosophie als demjenigen, der daran *mitgewirkt* hat, der – ohne zu wissen, wie dies kam – in es hineingeraten und von ihm gebildet ist. Was uns derart Quellenangebern als das Unsagbare, Unangebbare erscheint, kommt wie die *Paideia* im Höhlengleichnis über uns, lässt im Sturm jenes Entblößte als das Unkommunizierbare ganz zurück, von dem freilich allerlei gefaselt wird und das doch niemand kennt als der, der von ihm angetan und affiziert ist. Als das Unkommunikat bleibt es freilich allein den Quellenangebern übrig, denen wir uns mit diesem Buch einreihen, egal, wie wir daran herumhantieren. Das liegt aber am weiterhin uns allen zustoßenden Fehl des Quellenangebens. Wer tatsächlich mitwirkt, findet das Unkommunikat, das Unzusammen des

Buches offen daliegend, gar nicht verborgen, versteckt oder unmöglich. Wer dies Buch als Quelle angibt, sich von ihm und damit ihr zu lösen vermag und so gebildet daran mitwirkt, erschließt in diesem Schluss, *empfindet* in diesem Gedanken, *verzaubert* in diesem Geschehen, *erspricht* zu dieser Erfahrung und so fort. Den gebildeten Quellenangebern, die endlos im Buch verharren, muss dies Unkommunikat hinwiederum selber als solches in der Bildung dieses Buches, mithin *als Buch* gesagt bleiben. Jeder seiner Buchstaben ist dann eine unendliche Quellenangabe, die aus sich, die aus dem Kommunizieren und dem gebildeten Zusammen nicht zu eigentlichem Nichtwissen hinauskommt. *Denn dafür braucht sie dich.*

Das *Unkommunizierbare* des Quellenangebers ist nur ihm selber und allen Quellenangebern eines. Soweit sich ein Bilden und Einbilden bildet, kommen wir auch im Buch. Soweit wir einander zu verstehen, aufzunehmen, anzugeben imstande sind, gedeiht, wächst, sprießt und springt die Quelle. Unsre *Bildung* ist es dann, *zur Quelle fähig zu sein*. Was nicht *kommuniziert* ist, bricht uns Quellenangebern aus dem harten Fels des Unbemerkten gar nicht hervor. Uns quillt ohnehin nur, wozu wir gebildet sind von den Quellen, die da quollen – die seltsame Bodenlosigkeit der Bildung, die ihr so viele verschiedene Gesichter prägt. Schneidet sie sich daher ein Stück Dasein in Buchform heraus, bricht und verbiegt sie sich zu sich selber bildend ihre Bildung in Worte, Wörter und so weiter (der Zusammenhang von „Worte“ und „Weiter“, weitersagen, weitertreiben, inagieren, imaginieren wird hier allzu spürbar), dann sind damit ihre Quellen und sie als Quelle zwar schon vorbereitet, zugleich aber unsagbar, was daraus werden werde. Wenn wir uns nämlich *lossprechen* von der Quellenangeberei, die sich dieses Buch bildete und die es bildete, vom Buch selbst wissend geschickt gemacht los ins *wunderliche Nichtwissen*, dann erkennen wir dies Buch gleichsam als umgedrehtes Vorzeichen, als Negatives all dessen, das es sagt. Das

Positive, wollte man mit Schelling weiter in quellenangeberischen Wörtern reden, sind allein *wir*, die daran mitwirken. Das ist das Schicksal eines jeden philosophischen Buches, sein Kern und seine flatterhafte Essenz. Alles andere wäre *Angeberei*.

Wo Hölderlin daher – selber freilich in einem Buch – seinen Hyperion singen lässt und wir als Quellenangeber mit einstimmen, dass der, der diese *Begeisterung* nie erfuhr, nicht einmal zum Niederreißen gemacht ist, geschweige denn zum Aufbauen, spricht er selber übers Quellenangeben. Wir möchten hinzufügen, er habe dabei beispielsweise den *panischen* Descartes im Sinne, dem in seinen *Passions* die *Admiration* am Beginn von allem, anfänglich und doch *unhabbar* steht, er erst durch sie ins Zweifeln hineingeriet und dann verloren nach einer Methode der Gewissheit fragen konnte, nicht so sehr im Ruf, sondern in einer Bitte. Deshalb wurde Descartes, wurden andere, vielleicht von Quellenangebern zu Bildern und Bildnern einer Methode gemacht, selber aber blieben sie erstaunt flehende Nichtwisser. Dasselbe könnten wir freilich von vielen und vielem noch angeben, doch wozu?

Es dürfte uns, hierzu gebildet, mittlerweile langsam dämmern (und damit ist freilich nicht bloß dieses Buch gemeint), dass unsre, dass jede Bildung wesentlich sich dazu bildend sich zurückzulassen als ihre eigne Quelle und dabei stets zugleich sich selbst diese kommunizierte Vergewisserung über sich zu produzieren vermag. Indem sie von sich selber nicht lassen kann, den letzten Schritt *aus sich hinaus* nicht tut, bleibt sie die durchdringlichste Quellenangeberei, ausdrücklicher als sonst wo, sie nenne sich Wissenschaft, ja das Wissen selber, Erfahrung, Beobachtung, Daten, Informationen. All dies, das bereits von ihrer Bildung bestimmt ist und das sie höchstens technisiert, praktiziert, zu ihrer eignen Bildung weiter ausübt und verbreitert, bleibt die Bildung dann, kurzum: *die panische Rückvergewisserung über sich*, den Kerker ihrer

Selbstangabe und -angeberei, sie nenne sich auch Tradition, Revolution, Willkür, Selbst oder *dieses Buch*.

Wollte man daher mit einer Quelle angeben, stoßen *wir Quellenangeber* hierin auf dasjenige Wesen der Bildung, das Platon schon in der Zwillingsgeschwisterschaft von *Sophisten* und *Philosophen* benannte. Denn, was Bildung ist, bildet sich zu jenem Scheidepunkt – auch dieses Buch ist so einer – an dem der Reflex ins *Wunder* und damit das *Mitwirken an dieser Bildung*, ihre Wirklichkeit entweder geschieht, oder stattdessen eben das *Quellenangeben sein volles Maß erreicht* (und wie jedes volle Maß trunken macht von sich, mehr verlangt von dem, das es da berauscht). Freilich ist beides dasselbe und dadurch eben nicht dasselbe. In diesem sich zur eignen Entfesselung sich bildenden *Interim* wirkt das Buch, dadurch es durch sich als *grammatomystisches Vehikel* nicht mehr das Buch ist, das da wirkt, wenn von Philosophie die Rede ist. Wovon wir dann freilich noch sprechen können, davon ist nichts und damit ist nichts anzugeben in so einem Buch – und so in keiner Art quellenangeberischer Bildung. Von der Philosophie selbst lässt sich quellenangeberisch, in einem Buch etwa, nichts weiter sagen, als dass sie sich zu sich selbst befreie durch ihre Bildung und dass im selben Akt ein Überwinden dieser bloßen Bildung stattfindet. Wie der Münchhausen zieht sie sich aus dem Sumpf durch ihr Scheitern und legt frei, legt offen, tut kund, was sie ist, ohne sich oder mit sich angeben zu können. Darin ja erscheint sie uns Quellenangebern stets als Wahnsinn, als grobe Verrücktheit, als närrischer Kauderwelsch und bloßes Gerede. Ihre eignen Quellen vermögen nicht, sie anzugeben und vice versa. Philosophie spricht nicht die Sprachen ihrer Herkunft, bildet nicht die Formen ihrer Tradition, erscheint nicht in Imitaten einer Kommunikation, so *intim* wird sie. In ihr Spuren, Versatzstücke, Überbleibsel ihrer eignen Bildung zu entdecken, mag ein unschätzbares Verdienst der Quellenangeber sein, doch sie dringen derart nur immer zu

ihren Quellen, zu ihrer Bildung und ihren trügerischen Magrittebildern vor, die – *ceci n'est pas* – von sich sagen, sie wären nicht, was sie sind oder umgekehrt. Was sich als *Philosophie* demgegenüber tatsächlich kommuniziert, verwundert schon allein dadurch, dass Sprache, Kommunikate, Bilder dafür stets fehlen oder im unüberschaubaren Übermaß vorhanden sind. In ihrer Bildung hinwiederum besteht der Prozess der Bildung von Quellenangabe und -angeberei, wodurch das Philosophische, etwa im Guss eines Buches, wieder weicht, höchstens sein Duft noch übrig bleibt als Gelehrsamkeit, die – wie hier – gerade das Fehlen aller Kommunikate als die eigentliche Sprache der Philosophie erzählt. Daran ja liegt die so oft gerügte *Unverständlichkeit* der Philosophie und die zugleich einhergehende *Gier* nach Verständlichkeit, nach *Vergewisserung*, ja – in manchen ihrer Erscheinungsformen – nach *Zertifizierung*, *cartesischer Vergewisserung*. Descartes und andere mögen *Clare* und auch *Distincte* gebettelt haben, unentschlossen im Zweifel, ob sie lieber Sophisten oder Philosophen, lieber gebildete Quellenangeber oder zerbildete Wunderliche seien, denn sich zu zerbilden ist das Vorrecht jeder Philosophie, die diesen Namen verdient. Doch wieder andere dagegen rufen angeberisch durch alle Welt nicht *Clare et distincte*, sondern: *Certe! Certe! Dreimal Certe!*

Die *Zertifizierung*, Vergewisserung, Rückvergewisserung und Sicherung, nicht nur von Quellen, sondern vor allem die *Zertifizierung ihrer Angeber*, besteht damit im Sammeln, Zusammenstellen, Aufzählen und Wiederverwerten von Quellen zur Bildung. Es überrascht nicht, dass solcher Bildung nicht nur eine gewisse Zweifelhaftigkeit, sondern eine blutlose Langeweile innewohnt – derselbe Ekel, von dem wir eingangs sprachen. Solche Langeweile kann sich zu Zeiten bis zur Lächerlichkeit ausdehnen, wenn mit Quellen angegeben wird, als würde aus sonst leerer Spielzeugkiste erstmals das Runde durchs Loch geschoben werden, sodass

das Begreifen dem Beschreiben, das Begründen darin dem Aufzählen weicht. Die Bildung hierzu besteht dann überdies darin, alle Quellen bis auf ein einziges zu tilgen, in dessen Widerspruchsfreiheit man es sich fortan gemütlich mache, wie überhaupt das Beiseiteschaffen des Widerspruchs – der nur dem Quellenangeber einer ist – ein Hauptgeschäft der Zertifizierung als Quellenangeber darstellt. Wenn auch, wen auch und wem auch das *Zertifikat* sich zum Papier, zu anderem Material, zur Anerkennung, zur Vergesellschaftung, zur Vorgesetztengunst, zum Buch, ja zur Wiederzertifizierung und damit zum Spielzeugzirkel sich bilde, es spielt dabei im Kern die Rolle einer *Kommunikationsgewissheit*.

Solche Kommunikationsgewissheiten, solche *Zertifizierungen*, versichern, verfestigen, zementieren anhand irgendwelcher Quellen, die sie aus ihrer Bildung sich bilden, zu einer *Kommune*. Derartige Quellen quellen gebildet aus ihrer Bildung und je vergewissernder sie sich kommunizieren, desto gebildeter auch ihre Kommunikation. Sie schaffen ein solches *Zusammen* (Zusammen ist hier durchaus als Verb zu verstehen), Kommunen, die sich in ihrer Bildung aus bereits gebildeten Quellen speisen und dieser Art nichts Anderes denn ihre eignen Quellenangaben als ihr Zusammen bilden. Was kommuniziert, quillt, was quillt, kommuniziert – und hierüber sich zu vergewissern ist die *Kommunikation* einer *Kommune* selbst. Glauben wir etwa dem Angeber Watzlawick, man könne nicht nicht kommunizieren (für jetzt unhinterfragt, wie ihm diese Negativität seines Kommunikats möglich war), dann gibt es nichts mehr als das Zertifikat, nichts mehr als eine sich durch ihre bereits gebildeten Quellen *rückversichernde* Bildung. McLuhan hat dies damit, dass das Medium schon die Botschaft sei, ebenso in den Blick genommen, wie Austin oder Zizek – Quellenangabe zugeben.

Dem *Certe* wohnt auf diese Weise ein ganz eigener *Horror* inne, mag es auch so unscheinbar, ja freundlich und

zugeneigt daherkommen. Denn nur, was es sich selber kommuniziert, *zur Kommune macht*, was es als *zertifizierte Bildung* längst schon einzementierter Quellenangaben selber *wieder zertifiziert*, das ist ihm überhaupt *Kommunikation*. Hierher quillt ja die Pluralität der Kommunen. Sie bilden sich als gebildet aus ihren eigenen Kommunikaten, sprachspielerischen Lebensformen etwa, wie Wittgenstein sie nennt, die sich freilich selber quellenhaft vorweg gehen und weder durch die Begriffe Sprache noch Kommunikation oder Bildung erschöpft wären. In letzteren zeigt sich vielmehr ein weiteres Mal, wie auch ein Buch dazu geächtet ist, Kommunikat einer Kommune zu sein, dadurch es als Buch quillt. Bildete es sich zu einem ganz andren Kommunikat und hierdurch eine ganz andre Bildung, stets ebenso wie der Seemann, der im Ruf „Die Leinen voraus“ sich seine eignen Quellen vorweg gebildet hat durch seine sie erst auffindenden Kommunikate, so würde dieses Buch – dann freilich nicht mehr Buch – einer ganz andren Kommune angehören. Die Kommune letztlich kommuniziert autokratisch ihre Kommunikation. Auch dieses Buch ist nicht anders, solange es als kommuniziertes Quellenangeben genommen wird. Als gebildetes Kommunikat hat es seine *kommunalen Spielregeln* ebenso, wie alles andere Kommunizierte. Denen nun durchs Buch selber schlicht zu widersprechen, ändert hieran nichts, denn auch wenn die Kommune gegen ihr Regelwerk, ihren Zeitgeist, ihren Mainstream, ihre Öffentlichkeit und wie sich dies alles sonst noch bezeichnen mag, ankämpft, bildet sie sich nur einen Gegenzeitgeist, einen Gegenmainstream und eine Gegenöffentlichkeit. Bloßer Widerspruch hat das Kommunikat schon akzeptiert, Widerspruch hat es integriert, ist davon infiziert.

Der Widerspruch bleibt ebenso Quellenangeber, wie sein Widersprochenes. Die unüberschaubare Galerie von Affirmationen, Negationen, Vergleichen, Abwägungen und so weiter in der Quellenangeberei ist ein Zertifikat hiervon.

So lehnt auch dieses Buch die Quellenangeberei keineswegs gleichsam radikalskeptizistisch, relativistisch, dogmatisch oder solipsistisch ab. Es geht mit ihr selber zu Werke, als eins ihrer Kommunikate, und mit ihren Spielregeln über sie hinaus – doch wie? Das und damit kann dieses Buch gar nicht angeben. *Dafür braucht es dich.*

Es kann sich als Kommunikat höchstens anbieten, mit ihm zu hantieren, es wegzulegen, zu vernichten, es auszustellen, zu ignorieren, seine Aufforderung dennoch nicht abweisen zu können – denn immerhin ist es kommuniziert – es von innen heraus zu bilden, sich nach seinem System zu fragen, einer Systematik Absage zu erteilen, eine Reihenfolge festzulegen, zu ändern, umzustürzen, es als Rätsel zu lösen und die Hinweise zu entdecken und richtig zu deuten oder als gar nicht rätselhaft schon offenbar vor sich zu haben. So eine Liste ist gleichermaßen lang wie unnötig. Denn wer teilnimmt an diesem Buch, wer mit ihm philosophiert, wird wissen, was zu tun ist – und wenn nicht, ändert das auch nichts, denn dass sich nichts ändert, ist das *Philosophische*, durch das sich *alles* ändert.

Philosophie, die sich einer Kommune kommuniziert, d.h. Quellenangeberei, die ihre und mit ihren eignen Quellen sich von ihnen allein durch sie abstoßend angibt – und sei diese Quelle auch sie selbst – kann als Kommunikat einzig das tun, was philosophische Kommunikate tun: *ihr Kommunizieren zu kommunizieren*. Nichts Andres bildet dieses Buch, bildet ein philosophisches Buch (Nominativ und Akkusativ) solange es kommuniziert, wie es muss, im Durchgang durch seine quellenangeberische Bildung. Das Buch, Quellenangeber, bildet an genau dieser Stelle. Es bildet in genau dieser Niederschrift übers Bilden und Quellenangeben. Es bildet: *hier*.

Wenn wir also quellenangebend über die Kommunikation unsrer Kommunikation kommunizieren und so der Kommune uns als das, was dieses Buch ist, sie zugleich überwindend angehörig machen, lässt sich nur das kommunizieren, was

quellenangeberisch zum *Kommunikat* sich bilden lässt. Worum es eigentlich geht, bleibt auf diese Weise höchstens *ankommuniziert, angetan, selbstreferentiell missgelungenes Interim der empirischen Willkürsgrammatik eines Menschen*. Oder auch nicht.

Das philosophische Kommunikat, wie kommuniziert es eigentlich, wenn es sein Kommunizieren kommuniziert, ein Buch über sich selber schreibt, eine Kommune anstiftet, sich kommunikativ an sie ausliefert, anstatt alles für sich zu behalten, wodurch dann aber ebenso keine Zerbildung seiner Bildung wäre? Solch *mittelbegriffliches Fegefeuer* bleibt ihr nicht erspart, doch ist der Kern des philosophischen Kommunikats, dass es sich dazu durchkommuniziert, niemals das zu sein, was sich da kommunal bildet, in seiner ganzen Bildung nie *bloß* Bildung zu sein. Dieses Nichtsein dessen, das sich kommuniziert und die Mitbildung eines solchen Nicht, das dem Kommunikat ebenso entquillt und zugleich – im vom Folgestrich aus drittnächsten Wort kommunizierend – eben auch: *nicht*, eins, zwei, drei, ist selber ein bloßes Kommunikat, und ein wirklich Kopfschmerz bereitendes obendrein, wenn mit ihm angegeben wird, anstatt mit ihm zu wirken. Der Sophist ist eben dort am größten, wo er beinahe Philosoph ist. Umgekehrt aber auch der Philosoph dort am kleinsten, wo er am wenigsten Sophist zu sein glaubt.

Daher sind an diese sagbar unsägliche philosophische Kommunikation, diesen Wahnsinn, Sinn im Wahn und stets wahnender Sinn, nur *ihre eignen Kommunikate*, diejenigen des Kommunizierens also zu richten, mehr vermag sie nicht. Der Keim der Philosophie allerdings wartet in allem Kommunizierten, so sehr es quellenangeberische Kommunen bildet, die Quellen seien, welcher Art und Zahl, welchen Namens und welcher Bekanntschaft sie wollen. Die philosophische Kommune wird sich immer ihrer eignen Kommunikation als Kommune zu stellen haben, wo Philosophie, wo durch ihre Bildung ihre Zerbildung anbricht,

wo sie etwa in dieses Buch sich angibt und doch sich selbst dadurch geschickt macht, *als dieses Buch sich über sich befragend zugleich sich über sich hinaus zu bilden*. Daher:

Muss Philosophie verständlich sein?

Eine solche, wie jede Frage nach *Verständnis* – was immer man mit diesem Begriff assoziiere, denn meist ist es nur eine Assoziation – bildet sich freilich selber schon aus der ganz bestimmten Quelle, *dass sie verstanden wird*, ohne wahrscheinlich selber zu *verstehen*, was *Verständlichkeit* bedeutet und was sie von ihr will. Können wir *verstehen*, was wir wollen, wenn wir nach *Verständlichkeit* fragen? Ist es eine bestimmte Form? Ist es ein bestimmter Inhalt? Ist es ein gewisser Affekt, der uns glauben macht, wir verstünden? Ist es die widerspruchsfreie Rekonstruktion? Verstehen wir dann, wenn wir von etwas in den Stand gebracht werden, es nachzuahmen – geistig, handelnd, sprechend, es ist dies alles eins? Heißt Verständnis des Kommunikats Regelfolgen, Gesetzesachten, Befehlsausführen? Ist es bei Büchern oder sonstig Geschriebenem vielleicht eine bestimmte Anzahl und Art von Wörtern?

So eine katalogshafte Zusammenraffung von Fragen lässt sich freilich beliebig erweitern. Gedreht und gewendet wird sich dabei das Verstehen selber als sein eigenes und größtes Problem herausstellen, indem es *zunächst einmal verstehen müsste, wann man versteht*. Und gleich, welche Bestimmung es sich dabei geben mag, oder wie es sich nennen mag als Kommunikat: verständlich, begreiflich, nachvollziehbar, klar, deutlich, gewiss – und worin es sich diese Unterschiede selbst wieder *verständlich* zu machen gedenkt, es *versteht* sich, wenn es sich nach *Verständlichkeit* fragt, selber nicht. Als die Quellenangeber, die wir sind, wählen wir den Begriff „Verstand“ übrigens in Reminiszenz an Fichte und seinen Hinweis auf das Zumstehenbringen, das sich darin ausdrückt, ohne freilich